

# Kreatives Chaos

Die Punch Brothers spielen Ludwigshafen mit traditionellen Instrumenten schwindelig

VON TOBIAS BREIER

Vor etwa einem Jahrzehnt liebten der junge Mandolinist Chris Thile und seine Band Punch Brothers zum ersten Mal mit unerhört einfallreicher, aber dennoch traditionell erdetem Bluegrass aufhorchen. Seither gelang es dem Quintett mit jedem Album, seinen musikalischen Horizont merklich zu erweitern. Auf Einladung von Enjoy Jazz hat das begeisterte Publikum im ausverkauften Kulturzentrum Das Haus in Ludwigshafen nun ein triumphales Konzert des Quintetts bejubelt.

Einen langen Anlauf brauchen die Punch Brothers nicht. Mit „All Ashore“ von der gleichnamigen Neuveröffentlichung und dem nahtlos angehängten „The Angel of Doubt“ lassen sie gleich die Katze aus dem Sack. Die so entstandene Miniatur-Suite beginnt mit idyllischer Country-Ornamentik, verdichtet sich zu einem fugenartigen Durchführungsteil und mündet schließlich in einen stampfenden Groove, über den Chris Thile mahnende Zeilen rappt.

Besser kann man die Entwicklung der Punch Brothers von einer ambitionierten Bluegrass-Band zu einer Art musikalischen Gewissen dessen, was von einem amerikanisch geführten Westen übrig ist, kaum erzählen. Da ihr Heimatland „einen Clown“ gewählt hätte, sei das ganze Album voller Zirkusmusik, erläutert Banjoist Noam Pikely dann auch in seiner augenzwinkernden Einleitung zu den melancholisch gestapelten Vokalharmonien von „Just look at this mess“.

Dann geht es weiter mit einem Ausflug in die europäische Kunstmusik,



Die pure Lust am Spielen: die Punch Brothers im Ludwigshafener Haus.

FOTO: GAIER

natürlich jenseits ausgetretener Pfade. Wenn die Punch Brothers sich beim angeblichen „Vater des Bluegrass“ Claude Debussy und seiner Suite Bergamasque für Piano bedienen, dann machen sie um das altbekannte „Clair de Lune“ einen Bogen und nehmen sich lieber gleich den etwas schrägen letzten Satz vor. Ihre kammermusikalische Bearbeitung

für Kontrabass, Gitarre, Banjo, Mandoline und Violine kann sich auch vor dem Hintergrund entsprechender Werke aus der Feder des französischen Komponisten sehen und hören lassen.

Hier wird besonders deutlich, dass die Punch Brothers mit fünf akustischen Instrumenten und einem einsamen Richtmikrofon am Bühnen-

rand die audiotechnischen Errungenschaften der letzten hundert Jahre in Grund und Boden spielen. Mit minimalen Abweichungen in Sachen Timing und Intonation zaubert das bloße Zusammenspiel Hall, Echo und verschiedene Effekte aus dem Bereich Phasenverschiebung in den Raum. Das ist schlichtweg atemberaubend. Diese Detailarbeit macht auch vor

halsbrecherischen Läufen und unvermittelten Wendungen nicht Halt.

Und damit nicht genug: Dazwischen platzt immer wieder der bis zu fünfstimmige Satzgesang, neben der Geige von Gabe Witcher der einzige nicht-perkussive Bestandteil des Geschehens. Wie die instrumentale Basis entzieht sich auch dieser jeder stilistischen Gravitation. Hier klingen die schwerelosen Harmonien wie Doo Wop aus dem Jazzkeller, dort erinnern sie fast schon an Gesualdos Madrigalkunst. So etwas verkommt anderswo gerne mal zu einer ungewollten Achterbahnfahrt. Das kreative Chaos der Punch Brothers folgt dagegen stets einem nachvollziehbaren Bewusstseinsstrom.

Ausgerechnet die amerikanische Musik wird oft zuallererst für die schillernde Fassade geliebt und weniger für ihre Seele. Schwindelerregende Solos, beeindruckende Stimmen und charismatische Persönlichkeiten dominieren meistens die Wahrnehmung. Die Musik der Punch Brothers hat all das im Überfluss, und doch zwingt sie die Konfrontation mit ihrem Innenleben. Oft sind es die ganz leisen Töne, die an diesem Abend ohrenbetäubende Jubelstürme nach sich ziehen.

Das wird besonders deutlich beim leutseligen Abschluss mit dem feuchtföhlichen Trinklied „Rye Whiskey“ und dem monumentalen „Familiarity“, einer von unzähligen Zugaben. Für den choralartigen Schlussteil treten die Punch Brothers an den Bühnenrand und lassen das Mikrofon endgültig hinter sich. Und siehe da, auch ganz ohne Technik lässt sich ein ehrfürchtig schweigender Saal mit reiner Musik füllen.

## KULTURNOTIZEN

### Max Mutzke im Feierabendhaus

Schon 14 Jahre ist es jetzt her, seit Stefan Raab den Südbadener Max Mutzke für die Teilnahme am Eurovision Song Contest eingeworben hat – der mit „Can't wait until tonight“ in Istanbul einen guten achten Platz schaffte. Inzwischen ist aus dem Abiturienten von damals ein 37-jähriger Künstler geworden, der sich mit seiner souligen Popmusik etabliert hat. Am Samstag, 17. November, 20 Uhr, tritt er in der BASF-Reihe „Querbe@t“ mit dem niederländischen Trio Mono Punk und mit der Württembergischen Philharmonie Reutlingen im BASF-Feierabendhaus in Ludwigshafen auf. |heß/Foto: frei



Max Mutzke

### Diskussion über die „Freiheit der Andersdenkenden“

Ein prominent besetztes Podium diskutiert am Montag, 19. November, 19.30 Uhr, im Gläsernen Foyer des Theaters im Pfalzbau in Ludwigshafen über die Frage: „Wo endet die Freiheit der Andersdenkenden?“ Mit der Aggressivität in der Kommunikation, mit dem hohen gesellschaftlichen Erregungspotenzial und mit der zeitgenössischen Streitkultur beschäftigen sich: der Schriftsteller Rüdiger Safranski, der „Spiegel“-Journalist Jan Fleischhauer, der Soziologe Frank Kalter, die Schriftstellerin Jagoda Marinic und der Medienwissenschaftler Norbert Bolz. RHEINPFALZ-Fuilletonchef Frank Pommer moderiert die Diskussionsrunde. Der Eintritt ist frei. |heß

### Judith Holofernes kommt ins Ludwigshafener Haus

„Ich bin das Chaos“ heißt das zweite Soloalbum von Judith Holofernes, der Frontfrau der seit sechs Jahren pausierenden Band Wir sind Helden. Die Songs, die sie zum großen Teil mit dem von den Färöer-Inseln stammenden Singer-Songwriter Teitur geschrieben hat, stellt sie bei einem Konzert am Mittwoch, 28. November, 20 Uhr, im Kulturzentrum Das Haus in Ludwigshafen vor. |heß

### Franz Kain gastiert im Mannheimer Capitol

Wie es ist, ein Babyboomer zu sein, ein Mitglied des geburtenstärksten Jahrgangs in der Geschichte Deutschlands (1964), erzählt der Mannheimer Mundart-Kabarettist Franz Kain in seinem neuen Programm „De Babyboomer-Bu“. Dabei blickt er zurück in seine Jugend und voraus in sein Dasein als Rentner. Premiere ist am Donnerstag, 22. November, 20 Uhr, im Capitol in Mannheim. |heß

# Pausenbrot im Beichtstuhl

Henni Nachtsheim von Badesalz und Rick Kavanian gastieren mit ihrer „Dollbohrer“-Show im Capitol in Mannheim

VON HEIKE MARX

Die Comedians Henni Nachtsheim, der von Badesalz, Rick Kavanian, Schauspieler und Synchronsprecher, und Martin Johnson, Musiker und Komponist, sind ein Trio, das Unterhaltung zur Kunstform macht. Ihr jüngstes „Dollbohrer“-Programm kam beim Publikum im Mannheimer Capitol vorzüglich an.

Comedy ist, wenn die Leute lachen (O-Ton Nachtsheim), und über „Dollbohrer“ lachen alle. Spontan einfach so, weil die Komik unwiderstehlich ist, oder aus Vergnügen am scheinbar simplen, in Wahrheit intellektuellen und treffsicheren Sprachwitz. Keine Kalauer, keine Blödelei, keine ausgelesenen Selbstläufer. Was ein Doll-

bohrer ist, braucht man in der Kurpfalz nicht zu erklären. Henni Nachtsheim hat eine Reihe abartiger und zugleich eigentümlich in unserer Wirklichkeit verankerter Geschichten über besonders pittoreske Exempla dieser Spezies geschrieben. Die Reihe lässt sich beliebig verlängern; so dürfen wir uns auf weitere „Dollbohrer“-Programme freuen. Weil sie Erzählungen präsentiert, nennt sich die Show „die andere Lesung“.

Die beiden Comedians stehen vor ihren Textblättern und „lesen“. Hinter ihnen thront Martin Johnson am Keyboard zur etwas anderen Umrahmung. Er greift musikalisch ein und vermehrt das Sprecher-Duo bisweilen zum Trio. Die Geschichten fangen gemütlich an, in einem etwas veralteten betulichen Sprachstil. Abrupt

schlagen sie in Dialogszenen um, in der à la Badesalz die Späne fliegen. Vorbilder für die fulminant abhebenden Dollbohrer-Typen sind unscheinbare Menschen, denen wir jeden Tag begegnen könnten: kleine Angestellte, Gewerbetreibende, Rentner, unter Personal aus den Medien, da kennen sich die Comedians besonders gut aus. Die Geschichten sind skurril bis absurd, zynisch beobachtet bis abgefahren, und manchmal sind sie auch anrührend.

Eine vom Leben gebeutelte Putzfrau verzehrt im Beichtstuhl gerade ihr Pausenbrot. Da will einer sein Gewissen erleichtern, der den Job hat, treulose Ehemänner zu beseitigen. Auf einem Ast ziehen zwei Eulinnen über einen Jäger her. Im „Schwatz mit Batz“ werden zwei Pornostars inter-

viewt. Für die „1000 (musikalischen) Talente des (dementen Seniors) Willi B.“ greift Martin Johnson opulent in die Tasten. Batman entpuppt sich als Verkaufsgenie. Ein Metzger-Ehepaar erledigt sich eines Kunden, der jeden Tag kurz vor Ladenschluss aufkreuzt und nach endloser Lobhudelei nur zwei Wurstscheibchen ersteht. Ein schüchtern Schleusenwärter ohne wirkliche Aufgabe fischt eine französische Meerjungfrau aus dem Kanal. Der Deutsch-Türke darf selbstverständlich nicht fehlen. Wir begegnen ihm im Tonstudio, wo Interpreten für einen Werbespot gesucht werden.

Nacheinander erscheinen die Dollbohrer, die wir zuvor kennengelernt haben, und lassen ihre Begeisterung für Haferbrei ab. Dann kommt ein Protestler: „Schmeckt wie Pappe, ver-

klebt die Klappe.“ Das Publikum darf/soll/will das möglichst lautstark mitsingen. Die Zugabe – drei „Golden Girls“ im Altersheim – war noch einmal ein Höhepunkt.

Der besondere Pep der Show liegt im seltsam erheiternden Gegensatz zwischen brav und beinahe andächtig vorgetragenem Erzähltext und der Derbheit der Dialoge. Diese brillieren in allen erdenklichen Ton- und Stimmlagen und einem Potpourri aus vielen Mundarten und Akzenten. Für waschechtes Hessisch und französisches Flair ist Nachtsheim zuständig. Johnson trägt sein heimisches Schwäbisch nuanciert bei. Kavanian ist ein sprachlicher Tausendsassa. Keine Mundart, kein Akzent, den er nicht drauf hat, dass sich die Balken biegen.

# Vom aussterbenden Nationalcharakter

Thea Dorn und Jagoda Marinic diskutieren in der Reihe „Europa Morgen Land“ über die Frage „Was ist deutsch?“

VON HANS-ULRICH FECHLER

„Was heißt deutsch heute?“ Über diese Frage haben zu Zeiten eines wiedererwachten Nationalismus Thea Dorn und Jagoda Marinic diskutiert. Die eine ist unter anderem bekannt durch die Fernsehsendung „Literarisches Quartett“, die andere Kolumnistin der Berliner „tageszeitung“ (taz) und Gründungsdirektorin des Interkulturellen Zentrums in Heidelberg. Die Podiumsdiskussion im Marchivum in Mannheim stand am Anfang einer neuen Staffel der Literaturreihe „Europa Morgen Land“.

Es kennzeichne die Deutschen, dass bei ihnen die Frage „Was ist deutsch?“ niemals aussterbe, meinte Friedrich Nietzsche gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Das witzige und hintergründige Bonmot fasste Nietzsches Eindruck in Worte, dass die Deutschen erst noch auf der Suche nach einer Identität seien, dass sie eine Nation im Werden bildeten. Mit der Unsterblichkeit dieser Frage aber hat sich der Philosoph vielleicht getäuscht, denn obwohl das Thema der Podiumsdiskussion „Was heißt deutsch heute?“ lautete, war von dem, was den Deutschen als Deutschen ausmacht oder ausmachen könnte, kaum die Rede. Die Frage nach den Nationalcharakteren, die das 19. Jahrhundert sehr intensiv und etwas weniger intensiv noch die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigt hat, verblasst offenbar und stirbt langsam aus. Ist dies ein Zeichen dafür, dass die Unterschiede zwischen den Nationalitäten immer mehr eingeebnet werden?

Allenfalls Thea Dorn deutete auf dem Podium an, was Deutschland heute vielleicht noch bedeuten könn-



Wie viel Einheit braucht eine Nation? Über diese Frage waren sich Thea Dorn (links) und Jagoda Marinic im Marchivum keineswegs einig.

FOTO: KUNZ

te, als sie erzählte, wie sie dazu gekommen ist, sich mit der Frage nach der „deutschen Seele“ zu beschäftigen. Aufgrund ihrer Erziehung und ihren Überzeugungen habe sie sich für eine Kosmopolitin gehalten, bis während einer Gastprofessur in den USA ein amerikanischer Kollege lächelnd zu ihr gesagt habe: „Thea, you are so German!“ Wegen der unweigerlich mit der Bemerkung sich einstellenden Nazi-Assoziationen sei sie zunächst erschrocken gewesen. Dann habe sie beruhigt festgestellt, dass der Eindruck wohl dadurch entstanden sei, dass sie bald als Wanderexpertin gegolten und sich erkundigt habe, wo man hier den Müll trenne.

Jedenfalls habe sie dieser Anstoß zur Selbsterforschung dazu gebracht, sich gemeinsam mit dem rumänien-

deutschen Schriftsteller Richard Wagner in dem Buch „Die deutsche Seele“ auf Spurensuche zu begeben und Männergesangsvereinen, „Vater Rhein“ und Zerrissenheit als deutschen Charaktermerkmalen nachzugehen. In dem Buch „Deutsch, nicht dumpf“ mit dem Untertitel „Ein Leitfadens für aufgeklärte Patrioten“ hat Thea Dorn sich dann mit Themen wie kulturelle Identität, Leitkultur, Heimat, Patriotismus, Europa und Weltbürgertum beschäftigt.

Es wäre aufschlussreich gewesen, von Jagoda Marinic, Autorin von „Made in Germany“, zu hören, ob sie ein Bild von einem typischen Deutschen hat. Leider versäumte es auch Moderator René Aguigah von Deutschlandradio, sie danach zu fragen. Vielleicht verweist das Versäum-

nis aber auf Schwierigkeiten, wenn nicht gar auf die Unmöglichkeit einer Verallgemeinerung und bündigen Definition des Deutschen. Marinic, Tochter einer kroatischen Gastarbeiterfamilie und in Deutschland geboren und aufgewachsen, beklagte stattdessen, dass ihr trotz ihrer deutschen Staatsangehörigkeit wiederholt das Deutsche auf Ämtern abgesprochen worden sei. Offenbar wurde ihr ein Gefühl der Fremdheit und Unzugehörigkeit vermittelt.

An dem Begriff „Migrationshintergrund“, aus der statistischen Erfassung in die Umgangssprache gewandert, nahm Marinic zu Recht wegen der bürokratischen Kälte Anstoß. Nur ist bürokratische Herrschaft kein spezifisch deutsches Phänomen und in Ländern wie Frankreich oder Italien sehr viel ausgeprägter. Und Marinic räumte auch ein, dass selbst ein Einwanderungsland wie die USA Restriktionen gegenüber Zugewanderten und Ausländern kennt.

Über die Frage, wie viel Homogenität nötig sei und wie integrationswillig manche Einwanderer seien, gerieten sich die beiden dann richtig in die Haare. Jagoda Marinic vertrat eine Offenheit gegenüber dem Fremden und Andersartigen, die selbst vor der Sprache und fremden Einflüssen auf deren Entwicklung nicht haltmacht. Thea Dorn bestand demgegenüber auf einer einzigen Staatsangehörigkeit und wünschte sich in der deutschen Literatur „Erzählungen, die alle berühren“. Als sie Homer als Vorbild anführte, klang das fast wie die Sehnsucht nach einem neuen nationalen Mythos und einem zeitgemäßerem „Nibelungenlied“. Dieser Traum freilich dürfte in einer individualisierten Literaturszene und einer atomisierten Gesellschaft ausgeträumt sein.

# Wie der Teufel

Matinee mit Ars Antiqua Austria im Gesellschaftshaus

VON SIGRID FEESER

Barockmusik am Sonntag um elf kann nervig sein. Wer mag nach einem (späten) Frühstück schon mit den Ergebnissen einer „historisch informierten“ Musizierpraxis konfrontiert werden? Mit dem Engagement der Ars Antiqua Austria bei den Matineen im BASF-Gesellschaftshaus in Ludwigshafen waren alle Bedenken zerstreut. Hier galts der Kunst und drei österreichischen Komponisten des 17. Jahrhunderts, die als Garanten für orhrrumreiches Hören einstehen konnten: Johann Heinrich Schmelzer, Antonio Bertali und, vor allem, der bizarre Heinrich Ignaz Franz Biber.

Gunar Letzbor ist der Hans-Dampf in allen Gassen der Barockmusik, der österreichischen vor allem. Als Gründer und Frontmann der Ars Antiqua Austria hat der gebürtige Linzer als Geiger und Ensembleleiter einen guten Namen in der Szene, wozu nicht zuletzt seine launigen Handreichungen für das Publikum beigetragen haben dürften. Denn wenn eines stimmt, dann, dass die Groß- und Kleinmeister des europäischen, hier spezifisch österreichischen Barock, leichter zu verdauen sind, wenn dem Nicht-Spezialisten ihr konkretes Umfeld mit einigen Anekdoten und im historischen Kontext näher gebracht wird.

Der mit drei Werken ins Zentrum des Programms gerückte Heinrich Ignaz Franz Biber, ein (was sonst!) gebürtiger Böhme, hat das virtuose Geigenspiel eigentlich erst etabliert. Biber begann als Musiker und Kammerdiener beim Fürstbischof von Olmütz, er endete als von Kaiser Leopold I. zum „Biber von Bibern“ geadelter Kapellmeister des höherrangigen Fürst-

erzbischof von Salzburg. Mit seinen der Marienverehrung gewidmeten „Rosenkranzsonaten“ hat er spieltechnisch und inhaltlich harte Brocken hinterlassen, mit den acht Sonaten für Violine solo ein Compendium dessen, was man auf der Geige so alles machen kann an rasanten 32tel-Passagen, Doppelgriffen, arpeggierten Akkorden, dem Spiel bis in die siebte Lage oder dem Gebrauch der scoradatura, worunter das Umstimmen bestimmter Saiten zu verstehen ist.

Letzbor wies zu Recht auf Bibers seltsame Affinität zur volkstümlichen Gebrauchsmusik der Wiener „Bratlgewiger“ hin, deren Auftritte im Wirtshaus mit Schweinsbraten honoriert worden sein sollen. Ob die für Biber typische Aneinanderreihung eigentlich disparater Teile in der ersten und dritten der Sonaten für Violine solo (mit Generalbass) von 1681 deshalb wirklich „verständlicher“ wird, mag dahingestellt bleiben. Letzbor geigte wie der losgelassene Teufel. Die Begleitmannschaft mit Hubert Hoffmann (doppelchörige Barocklaute), Jan Krivogovskij (Violone) und Magdalena Hasibeder (Cembalo und Truhenorgel) stand ihm in nichts nach. Und mit den Bibers' erstem Arbeitgeber als Zuckerl für seine Flucht aus der Abhängigkeit übersandten, mit „Sonata representativa“ überschriebenen, launigen Tierporträts war man sowieso auf der richtigen Seite.

Ob Biber bei den Wiener Hofkapellmeistern Antonio Bertali und Johann Heinrich Schmelzer Unterricht genommen hat, ist Spekulation. Aber auch diese beiden Vorläufer machten musikalisch mit zwei recht ruppigen Chiacconen einigermaßen gute Figur. Die als Zugabe gespielte Titelmusik aus der Fernsehserie „Bonanza“ passte dann auch, irgendwie.